

Pastoraler Optimismus?

Nein, im Aufwind fühlt sich Deutschlands Seelsorge nicht. Kirchengaustritte, die an der Substanz der Volkskirche zehren, und ein geschrumpfter Gottesdienstbesuch nähren den untergründigen Verdacht, Glaube und Kirche seien nicht mehr gefragt. Sieht dieser Pessimismus die Lage richtig, oder bleibt er auf eine Vergangenheit fixiert, die er verklärt?

Ein realistisches Bild läßt sich nicht in Schwarzweißmanier malen, doch spricht vieles für die Ansicht, daß die Glaubensvermittlung der Kirchen in unserer spätmodernen Gesellschaft zwar enormen Schwierigkeiten begegnet, aber auch beachtliche Chancen hat, wenn sie sich auf die veränderte Situation einstellt und ihre Erfolge nicht an einem Alles-oder-nichts-Maßstab mißt.

Während laizistische Publizisten immer noch eine totale Säkularisierung erwarten und verkünden: „Die Kirchen leeren sich“, sind Soziologen längst von dieser Vorhersage abgerückt und stellen fest, daß die Religion in keinem Land mit fortschreitender Modernisierung verschwunden ist, sondern sich gewandelt und auf niederem, aber respektablem Niveau stabilisiert hat – auch in Europa, dem am stärksten säkularisierten Kontinent. In Westdeutschland hat sich zwischen 1991 und 1994 zwar die Zahl derer, die „nie“ zur Kirche gehen, von 21 auf 23 Prozent leicht erhöht, doch ist damit die Zahl derer, die das irgendwann einmal tun, immer noch recht hoch. Der Anteil derer, die an Gott glauben, stieg in diesem Zeitraum sogar um fünf Punkte auf 69 Prozent, während im gleichen Trend die Zahl derer, die „nie“ beten, um drei Punkte auf 25 Prozent sank und die Gruppe derer, die „festen Glauben, feste religiöse Bindung“ für ein „besonders wichtiges“ Erziehungsziel halten, sich mit 27 Prozent (1993) leicht verstärkte. Zwar wächst die bereits fortgeschrittene Säkularisierung in Ostdeutschland noch etwas, doch wo aufgrund der Religionsstatistik „der Westen sich bewegt, gewinnen kirchliche Praxis und christlicher Glaube etwas an Boden zurück“ (Heiner Meulemann). Selbst wenn dieser Bestand wegen der stärkeren Kirchlichkeit der älteren Generation nochmals abnehmen mag, ist vieles daran doch bereits nach dem Modernisierungsschub und dem Wertewandel der Jahre 1965–1975 entstanden und kann daher sozusagen als mitläuferbereinigt und säkularisierungsresistent gelten.

Wenn die Zahl derer, die sich als religiös bezeichnen, seit 1988 ungefähr gleich blieb, ist diese Religiosität zwar sicher weniger kirchlich geprägt als früher, doch läßt diese Konstanz auch vermuten, daß unsere Gesamtkultur immer noch ein bedeutendes spirituelles Potential birgt, das eine einfühlsame Seelsorge erschließen und fördern kann. Der „Kindersurvey '93“ läßt geradezu zu einer vielfältigen Familienpastoral ein, wenn er etwa bemerkt: „In Westdeutschland finden wir unter

den Eltern, die selbst nicht religiös erzogen wurden, 20 Prozent Väter und 32 Prozent Mütter, die ihre eigenen Kinder religiös erziehen. Anders als im Osten kann im Westen also durchaus eine abgebrochene Tradition wiederaufgenommen werden.“

Die Seelsorge hat zwar infolge geschwächter Kirchenbindung mit dem allgegenwärtigen Mißtrauen gegenüber institutioneller Vereinnahmung zu kämpfen und stößt bei vielen auf eine „touch-and-go“-Mentalität, die mal schnuppert, sich aber zu nichts verpflichtet. Doch wird sie, um dem Auftrag zur Evangelisierung treu zu bleiben, auch auf Maximalforderungen verzichten, die unterschiedliche Nähe und Distanz zu Kirche und Christentum akzeptieren und die Menschen – etwa bei den immer noch gefragten Feiern zu den Lebenswenden – dort abholen müssen, wo sie sind. Sie wird einer selbstbewußteren Generation gegenüber weniger autoritär und mit mehr Überzeugungsarbeit vom Glauben sprechen und ihn durch persönliche Beziehungen zu Seelsorgern und Gruppen plausibel machen. Sie wird den wählerischer gewordenen Menschen eine größere Vielfalt von Gesprächs-, Aktions- und Gottesdienstformen anbieten müssen. Dies muß nicht zu völliger Beliebigkeit führen. Wenn seit 1980 konstant fünf bis sechs Prozent der Westdeutschen Mitglieder in einem kirchlichen oder religiösen Verein sind, wenn in den beiden Kirchen insgesamt schätzungsweise viereinhalb bis fünf Millionen Personen – fast doppelt so viele wie in Sportvereinen – ehrenamtlich tätig sind, hat sich auch engagierte Christlichkeit entwickelt.

Nachdem unsere Industrie- und Wohlstandsgesellschaft Erwerbs-, Konsum- und Statusfähigkeit zu Muß-Werten verabsolutiert, religiöses Denken und Erleben aber, ähnlich wie Familien- und Kulturfähigkeit, zu bloßen Kann-Werten herabgestuft hat (Ulrich Hemel), behindert nichts die Glaubensvermittlung so stark wie religiöse Gleichgültigkeit. Doch hat die Seelsorge, wenn unsere Zeitgenossen alle Lebenshilfen der Psychokultur in Anspruch nehmen, immer auch die Chance zu zeigen, wie der Glaube diesen Bemühungen einen säkular nicht zu stiftenden, eigenen Mehr-Sinn gibt.

Es könnte manchen beeindrucken, daß der Lebensqualitätsforschung zufolge gelebter Glaube nicht unwesentlich zum seelischen Wohlbefinden beiträgt. Und wenn wir den sozialen Rechtsstaat noch so gründlich umgestalten und sichern sollten, bleibt der „gesellschaftlichen Kraft“ Kirche genügend Gelegenheit, ihn mit der Menschlichkeit zu erfüllen, die gesetzlich nicht zu verordnen ist und zu der Gerhard Schmidtchen als Fazit einer Studie über soziale Einstellungen bei jungen Westdeutschen meint: „Ohne die kirchliche Kultur würden altruistische Orientierungen in der Gesellschaft zurückgehen. Die säkulare Gesellschaft erzeugt jene Verhaltensorientierungen nicht, die sie dringend braucht.“ Eine Pastoral, die die Zeichen der Zeit erkennt, hat Grund zu einsatzbarem Optimismus.

Bernhard Grom SJ